

Nr. 197 Bydgoszcz / Bromberg, 29. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine männliche Spukgestalt neben mir deutet jetzt in die Tiefe hinab.

Dort geht etwas Seltsames vor:

Die Bäume in der Mitte des Platzes beginnen zu wanken, sie zerbrechen, stürzen um, aus Erdlöchern entwurzelter Büsche wirbeln dunkle Massen, Zementplatten, Stangen, Rauchspiralen schießen vor unseren Fenstern vorbei, dann wird es völlig schwarz draußen, ein Donnern, ein Brüllen bricht los, zuweilen flammen Blitze.

Willy hat die Gasmaske abgerissen.

Er lacht!

Seine Stimme heult mir ins Ohr:

„Ein Sturm! Ein Orkan! Gerade zur rechten Zeit! Wir sind gerettet! Die Millionenstadt ist gerettet! Der Windgott bläst das Gas in den Himmel!"

Wir haben die Nachricht erhalten, daß die Katastrophe beendet ist.

Das heißt — die Objekte I A und I B sind völlig ausgebrannt.

Die Sirenen schweigen.

Rückflug ins „Universale-Haus" mit zweistündiger Verspätung.

„Gefährliche Verspätung!" sagt Willy. „Jede Sekunde Verlust kann uns die Niederlage bringen."

„Werden wir noch Material gegen Natas bekommen?"

Willy zuckt düster die Achseln. Er wendet kein Auge vom Kurs.

Ich lasse meine Blicke in die Tiefe schweifen. Da gibt es genug zu sehen.

Volk staut sich vor den öffentlichen Licht-Ton-Sendern. Wir fliegen so niedrig, daß ich, wo wir vorüberkommen, auf den riesigen Projektionsflächen der Häusermauern die leuchtenden Bilder unterscheiden kann. Überall Wiedergaben der Sturmzerstörungen, aber natürlich nichts von den Brandobjekten I A und I B, nichts von der Giftgaskatastrophe. Das alles wird von der Zensur zurückgehalten, um die Nerven der Menge zur Ruhe kommen zu lassen.

An manchen Orten scheint es Zusammenstöße zu geben. Menschenmassen ziehen schreiend durch die Straßen, berittene Polizei drängt Züge ab, wird selber zurückgeworfen, man hört Schüsse knattern, Demonstrationen für und gegen den Krieg kämpfen gegeneinander.

Auf lichterglitzernden Flachdächern der Hochhäuser sieht man mitten unter Verwüstungsspuren des Orkans, zwischen geknickten Lichtträgern, auf Trümmern der Dachgärten ein Menschengewimmel, das zum Himmel starrt. Hinter zahllosen hellen Fenstern, in noch friedlichen Vierteln auf Plätzen und Straßen Neugierige. Ein dunkles Gedränge wogt im Licht der elektrischen Sonnen da unten, sie alle warten offenbar darauf, den Kometen zu sichten, der heute schon ungeheuer der Erde genaht sein muß.

Allein dichte Wolkenmassen verhüllen das Firmament.

Nur einmal zerreißen für Sekunden an einer Stelle die schweren Schleier.

Ein Stück indigoblauen Nachthimmels wird sichtbar, silbergestirnt, querdurch ziehen seltsame, grünflammende Streifen.

Aber schon ist die Erscheinung wieder in schwarzen Dünsten ertrunken.

Wir landen auf dem Dach des „Universale-Hauses". Das ist nicht wiederzuerkennen. Der Palmengarten ist weggeblasen.

„Morgen haben wir einen neuen", sagt Willy.

Viktor eilt herbei.

„Was Neues, Viktor? Was macht German May?"

„Arbeitet."

„Und Diana?"

„Alles in Ordnung."

Der Lift führt uns in die Tiefe.

„Vor allen Dingen, Viktor, Bericht der Ausforschungsabteilung!"

Der Chef des Ausforschungsdienstes tritt ein.

„Nur die wichtigsten Dinge, bitte!" ruft Willy. „Zwei Minuten Zeit!"

„Ein erschossener Pilot in einem Landhaus des Natas", meldet er. „Mordanklage gegen Unbekannt."

„Der Pilot Jean! — Wie hast du gewußt, Willy, daß er den Theaterbrand . . ."

„Auf gut Glück, Fred! Ich habe richtig geraten."

„Ferner," fährt der Ausforschungsleiter fort, „Staatsanwalt Marny ist tot."

„Tot? Wieso?"

„Herzschlag", antwortet er.

Willy wirft mir einen fragenden Blick zu.

„Selbstmord? Mord?"

Der Berichterstatter zuckt die Achseln.

„Vielleicht Aufregung. Die Sektion hat jedenfalls ein vorhandenes organisches Herzleiden festgestellt."

„Und von Natas? Nichts?"

„Doch! Er hat soeben Antwort auf irgend einen angeblichen Vorschlag verlangt."

„Sein Ultimatum an uns", lächelt Willy. „Es ist abgelaufen. Unsere Antwort ist unbefriedigend. Jetzt kommt erst sein eigentlicher Krieg — gegen uns persönlich!"

„Oder unserer gegen ihn!"

German May hört unser Eintreten gar nicht.

Er sitzt in einem Wust von Papieren, Plänen, Apparaten, Spiraldrähten, Lichtern, Meßgeräten, Tabellen, Zeichenbrettern, Berechnungen, in einer faustischen Hexenküche unseres Jahrhunderts, er selbst ein phantastischer Dämon, spukhaft wie ein Götzenbild altindischer Tempel.

„German May!"

Er zuckt zusammen.

Sie kommen nicht mehr zum Essen, nicht mehr zum Schlafen. Sie werden sich überarbeiten, German!"

„Was war das vorher für ein Höllenlärm?" fragt er zornig. „Es ist unerhört, wie man gestört wird!"

„Sie werden bald noch mehr gestört werden, German."

„Warum?"

„Weil möglicherweise in wenigen Stunden ein Krieg auf der ganzen Welt entbrennen wird. Das heißt — wenn wir nicht früher Natas stürzen!"

German May springt auf.

Er stärrt mich wild an. Seine Finger krallen sich in der Luft.

„Natas macht Krieg?" klagt German May. „Oh, das wußte ich ja! Aber ich habe darauf völlig vergessen! Ja! Ich habe die Zeit verschlafen! Was für ein Jammer! Natas soll seinen Krieg nicht haben! Stefan! Diese verdammten Wellen! Ich habe die Zeit verschlafen!"

„Sie haben gearbeitet, German!"

Rasender Zorn flammt wieder in ihm.

Er überhört meine Worte, ergreift die Meßgeräte, schmettert sie zu Boden, klirr, eine Senderöhre folgt, klirr, klirr, kostbare Abstimmer, Strahler, Geißlerröhren, Quarzlampen, wieder türmt sich ein Berg von Scherben um den gegen sich selber wütenden Zwerg.

Endlich kommt er zu sich, ruft bedauernd:

„Oh, was habe ich schon wieder gemacht! Entschuldigen Sie! Ich bin ein unheilbarer Choleriker. Ein Narr, wenn Sie wollen. Erfinder sind eben Narren! Sie sind alle abnorm. Sonst würden Sie ja nicht etwas anderes finden wie die anderen."

Er schweigt und starrt düster vor sich hin.

Seine großen, wundervollen Denkeraugen flammen von innerem Feuer.

Dann spricht er ruhig:

„Ich habe mich jetzt, in diesen Sekunden, geprüft. Bin ich grausam gegen Natas? Bin ich teuflisch? Vergelte ich Böses mit Bösem? Bin ich damit auch einer von denen, um derentwillen der Kampf nie enden kann? Wüte ich nur, weil Natas meinen Bruder Stefan getötet hat? Oder kämpfe ich um mehr wie meinen Bruder? Kämpfe ich um alle meine Brüder? Um mein deutsches Volk? Um die Menschheit?"

Er blickt mich fragend an. Dann sagt er traurig:

„Sehen Sie, Fred Jansen — Natas ist ein Genie, sicher, ich weiß es! Aber für was lebt er? Für was kämpft er? Für was mordet er? Armer Natas! Er hat keine Idee, für die er lebt und stirbt! Er hat keine Idee für ein Volk, dem er sich weiht, keine Idee für Mitmenschen, denen er hilft! Er hat nur die eine Idee, möglichst viel Petroleum zu verkaufen! Armer Irrsinniger! Nur die eine Idee, möglichst viel Stahl zu verkaufen, auch wenn dieser Stahl dazu dienen muß, Menschenleiber zu zerfetzen! Nur die eine Idee, möglichst große Ziffern auf seine Schecks setzen zu können! Diese Idee erscheint meinem Geist, meinem deutschen Geist, wie etwas, worüber man weinen könnte! Unfaßbar arm! Unfaßbar bejammernswert! Wenn seit Jahrhunderten deutsche Denker und die Denker anderer Nationen arbeiten, so arbeiten sie an der Idee Daseinsformen zu verbessern, nicht für sich, sondern für die anderen! Natas hat nur die Idee des Goldes! Des Goldes als letzten Selbstzweck, des Goldes, das nur ihm dienen soll! Aber er wird der Rache dieses Goldes erliegen. Denn über der Idee des Goldes steht die Idee des Lebens, die Idee des Glückes eines Volkes, aller Völker, der Menschheit! Natas hat nicht einmal die Idee seines eigenen Lebens! Armer Natas! Ich wollte, ich könnte ihm helfen! Aber es ist umsonst. Ich kann ihn nur besiegen!"

Plötzlich — von draußen wieder vielstimmiges, klagendes Sirenengeheul!

„Da!" ruft German May. „Schon wieder der scheußliche Lärm!"

Der Lautsprecher schreit:

„Feindliche Luftflotte avisiert! Gefahr eines Gasangriffes auf unsere Stadt!"

Wir stürzen zu den Fenstern.

Glühende Scheinwerferstrahlen fressen sich in die Wolken des Nachthimmels, daß sie weiß aufflammen.

Und jetzt donnern schon, das Sirenengebrüll überdröhnend, unsichtbar über den Wolken die Riesenmotoren feindlicher Luftdreadnaughts.

„Die fünfzehn obersten Stockwerke evakurieren!" schreit Willy ins Telephon.

Wir sausen im Lift in den Gasschutzkeller.

In den Gewölben ein Gedränge von Menschen, immer neue Ströme werden von den zwanzig Lifts und Paternostern ausgespien, erregte, verstörte Gesichter, mitten aus der Arbeit gerissene Menschen, Tausende, die Nachtschicht der Bureaus des obersten Teiles des „Universale-Hauses".

„Die Einwohnerschaft einer kleinen Stadt," bemerkt Willy, „hier zusammengedrängt innerhalb der Fundamente eines einzigen Hauses! Ich hätte sie ja einstweilen noch, solange draußen noch kein Brisanz donnert, auch in die unteren Stockwerke des Hauses schicken können, aber sie stören dort nur die anderen bei der Arbeit."

„Arbeit auch während eines Gasangriffes?" fragt German May verwundert.

„Wir können in unserem Haus keine Sekunde Zeit verlieren. Schon diese Teilevakuierung ist etwas, das im Betrieb einen ähnlichen Schaden stiftet, wie in einer komplizierten Maschine die Herausnahme von Metallteilen."

German May wittert wie ein Jagdhund:

„Kompressorenluft!" murmelt er mißbilligend. „Scheußlich! Schwül und überverbraucht jetzt schon! Was soll denn werden, wenn ihr erst euer ganzes Haus hier hereinstellen müßt?"

„Es ist Luft wie in einem Unterseeboot! Natürlich gibt es keine Ventilation nach außen, wenn draußen Giftgas ist."

„Natürlich! Aber das hier ist auf die Dauer unmöglich! Das ist ja jetzt schon beinahe Giftgas! Es liegt ein Rechenfehler vor. Zu viele Lungen atmen in diesem hermetisch verschlossenen Raum! Lange darf das Gasgespenst nicht über unseren Häuptern lauern! Übrigens unerhört: Ein Gasangriff auf eine offene Stadt! Ohne Kriegserklärung! Das darf nicht sein!"

„Wer wird wen hindern?"

Ich schalte den Licht-Ton-Sender des Hauses ein, dessen Aufnahmeapparat auf unserem Dach arbeitet.

Die Wandflächen über den Köpfen der Tausende hier Gefangenen beginnen zu flimmern, zu leuchten, zu tönen, es ist, als stünden wir alle auf dem Dach des „Universale-Hauses".

Grell flammen Wolkenwände hoch über uns, von unten von den Scheinwerfern unserer Luftkampftruppen bestrahlt.

Was sich darüber abspielt, verbirgt sich unseren Blicken.

Wir hören es nur.

In das schauerliche Geheul des Sirenenalarmes donnern unsichtbare gigantische Motoren, irgendwo gebirgehoch in den Lüften. Ihr tiefes Dröhnen erschüttert den Eisenbeton unter unseren Füßen. Dazwischen gellt das hohe Rasseln kleiner Schnellflugzeuge und quält unsere Ohren.

Szene schauerlich spannender Unheimlichkeit.

Was werden die nächsten Minuten bringen?

Symphonie der Vernichtung!

Die Sirenen verstummen.

Ist die Gefahr vorüber?

Der Lift schießt mit uns zum Dach empor, in einer halben Minute an hundert Stockwerken vorbei.

Noch tasten blendende Lichtstrahlen der Scheinwerfer die Wolkenwände ab, noch dröhnt ferner Maschinendonner, kommt über unseren Häuptern näher, braust heran, aber die Sirenen schweigen.

„Unsere Abwehrflotte kehrt zurück", sagt Willy. „Sie hat, scheint es, niemanden mehr gesichtet. Höher als die höchsten Berge der Welt ist der Feind über uns hinweggerast, eine drohende Geste, eine Demonstration. Ich verstehe nur nicht, wieso ihm der Orkan nicht geschadet hat."

„Der Sturm ging von Süden nach Norden, die Luftschiffe kamen von Osten. Sie wurden nicht von ihm berührt", entgegne ich.

Plötzlich senkt sich überall, wohin wir schauen, ein märchenhafter Schneefall aus den Wolken, Millionen Flocken von Riesengröße flattern zu Boden, überschneien Hochdächer und Straßenschluchten.

„Flugblätter!" ruft German Ma. „Manifeste des Feindes! Man kann aus der Verspätung ihrer Ankunft die Höhe des Abwurfes schätzen."

Ich erhasche ein Blatt, lese:

Nach diesem Krieg wird es nur mehr Maschinen geben, aber keine Menschen, für die sie arbeiten!"

Furchtbare Worte!

German May schüttelt den Kopf, murmelt:

„Tollhaus Welt! Selbstvernichtung der Menschheit? Wahnsinn! Ich weiß, was mein nächstes Ziel sein muß: Weltabrüstung! Nur einen Kampf darf es noch geben — den Wettkampf, die Daseinsformen zu verbessern!"

„Ewige Utopie!" wendet Willy ein.

„Ich sage „Nein“!“ ruft German erbost. „Wer zur Zeit der Menschenopfer von der Abschaffung der Menschenopfer gesprochen hätte, er wäre auch als ewiger Utopist erschienen. Und doch sind sie abgeschafft!“

„Heute gibt es dafür Maschinenopfer“, entgegnet Willy. „Und vielleicht ist heute der letzte Tag der ewig opfernden Menschheit!“

German May starrt wild zu den Wolken empor.

„Allerdings!“ spricht er düster. „Vielleicht! Aber wir kämpfen noch dagegen! Und wenn nicht der letzte Tag ist,“ schreit er erregt, prophetisch wie ein Seher, „der letzte Tag, ehe die Geschlechter zwar nicht aussterben, aber um Jahrtausende in ihrer Entwicklung zurücksinken müßten —, wenn noch nicht dieser letzte Tag da ist, dann will ich, so lange ich atme, weiterkämpfen für das, was ich jetzt, in dieser tragischen Sekunde erschaut habe. Deutscher Geist“, ruft er geheimnisvoll, „hat als erster einen Kant als Verkünder weisester Erkenntnis gehabt, deutscher Geist hat als erster den kategorischen Imperativ zum Guten im eigenen Ich erschaut, deutscher Geist hat mit so vielem historischen Wahnsinn der Menschheit aufgeräumt — wenn niemand sonst der Welt den Frieden bringt, deutscher Geist wird ihn ihr bringen! Fort mit der ewigen Furcht vor der Utopie! Es gibt keine Utopie! Es hat nie eine gegeben! Es wird nie ein geben! Es gibt nur Erkenntnis!“

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt in das Schicksal.

Seitdem sie in der abseitigen Strandförsterei einmal wetterflüchtig hatte übernachten müssen, war Lüttjemann ihr kleiner Freund. Das ließ sich die vergrämte und stets beschäftigte Großmutter auch gern gefallen. Nur zwei andere waren mit der Verwöhnung des kleinen mutterlosen Jungen nicht recht einverstanden: der Strandförster Jörg Martens und Dörthe, ein derbes, hübsches Fischermädchen, das sich bei dem jungen Witwer nützlich und beliebt zu machen schien. Das bekümmerte jedoch weder Lüttjemann noch seine neue „Tante“ Lisa, die hier ja nur flüchtiger Badegast war und zu Hause andere Lebenswünsche kennen mochte. Nur noch das Strandfest und die Segelfahrt — dann wollte sie abreisen, und das mütterliche Spiel mit dem allerliebsten kleinen Kerl war aus.

In dieser spielerischen Sommerlaune entführte sie den etwas schwerfälligen Förster als Partner zum Strandfest, und Dörthe nahm mit dem sogenannten Dollfitz vorlieb, einem eiteln Taugenichts und Tunichtgut unter den Fischern, der ihr schon lange nachstellte. Ihre Eifersucht stachelte seine Eitelkeit an, die fremde Lisa zum Tanz aufzufordern. Vielleicht holte dann der Martensjörg seine gleichgültig behandelte Dörthe. Doch Lisa lehnte den sehr zweifelhaften und angetrunkenen Unbekannten ab, er wollte sich nicht bescheiden, Jörg Martens sprang dazwischen, der Dollfitz flog hart zur Tür hinaus, und Dörthe ging erbost hinterdrein.

Am Sonnabend machte Jörg seine Segeljolle für die Abschiedsfahrt mit Lisa klar. Dörthe sah es und ging in blinder Eifersucht zum Dollfitz: „Ein kleiner Schiffbruch könnte den beiden gar nicht schaden!“ Er grinste: „Und was mir nützen?“ Sie versprach: „Wenn du der andern mindestens einen solchen Schrecken einjagst, daß sie sich hier nie mehr sehen läßt, dann hast du bei mir einen Wunsch frei!“ Nach Mitternacht schlich er an die Segeljolle des Försters heran. Er machte ganze Arbeit und verwischte die ohnehin versteckten Spuren mit Schlamm und Teer.

*

Sacht und sanft gleitet das Boot vor dem noch ablandigen Winde dahin. Himmlische Weite und Stille. Nur Bug und Wellen im heimlichen Zwiegespräch. Der Wind frischt auf. Doch Jörg scheint weder mit der Flaute noch mit der Brise recht zufrieden, prüft die Leinen, greift an die Wanten, versteift eine sonderbare Lockerung und brummt vor sich hin. Lisa glaubt, sich diesen Ärger erklären zu können. „Herr Martens, warum gefällt es Ihnen eigentlich nicht, wenn ich Ihren Lüttjemann ein bißchen verwöhne?“ Er knurrt: „Ach, Sie verwöhnen ihn eben zu sehr, und es tut nicht gut, wenn ein Kind schon fremden Kuchen schmeckt, eh' es sein eigen Grobbrot begriffen hat.“

Da springt der Backstag knallend ins Segel, die Wanten brechen, der Mast taumelt —, entsetzt reißt Jörg das Boot ganz herum —, der Vorstag bricht, und der Mast stürzt knarrend und splitternd nach achtern. Jörg fängt ihn auf: „Lisa! Alle Leinen los! Da, wo der Mast gebrochen ist!“ Sie kniet schon im Bodenwasser, löst aufgeschreckt alle ihr unbekannten Leinen am Fuß des halb abgesägten Mastes, und er reißt die flatternden Segel ins Boot herein. Unter den Fußbrettern quillt immer mehr Wasser hervor. Er kriecht und kniet darin, findet das Leck, ein regelrecht gebohrtes Loch, die Fetzen eines Papierpfropfens und stopft hastig sein Taschentuch hinein. Schlimme Atempause. Heilloser Wirrwarr. Das fahrtlose Boot treibt ab. Mit verbissener Anstrengung schöpfen beide das Wasser aus. Er faltet mehrfach eine Decke: „Lisa! Dieses Polster hier fest auf das Leck rauf! — Nein, nicht mit der kleinen Hand! Wozu sind Sie denn sonst so handfest!“ Sie sitzt auf dem Leck, bis er eine neue Leckverdichtung fertig hat. Dann greift er zu den Riemen. Ein Krachen und Splittern — er stürzt hintüber, die angesägten Riemenhälften schwimmen ab. Er will ihnen nachspringen. Sie schreit und hält ihn fest. Da lacht er mit furchtbaren Augen und Mundwinkeln wie ein Seeräuber vor dem todsicheren Untergang. Sie weint verzweifelt und blickt ihn fragend an, hilflos, ratlos, vernichtet.

Kein Segler, kein Dampfer, kein Boot in der Nähe. Rettungslos schwangt und schaukelt die Jolle in die offene See hinein. Immer mehr Wasser kommt über. Sie schöpft gedankenlos. Er hockt wie gelähmt. Endlich richtet er sich auf, in seiner ganzen Breite und Größe mit trotziger Entschlossenheit. So hat sie ihn nie gesehen. Noch niemals in ihrem nicht mehr ganz jungen Leben hat sie so vertrauend und gläubig zu einem Mann aufgeblickt wie jetzt. Still geht er an das Flickwerk. Endlich, endlich steht der gestützte Mast, stehen ganz klein die Segel. „Lisa, wir können nicht mehr kreuzen. Müssen auf Biegen oder Brechen an den nächsten Strand. Wenn's schief geht, bleib' am Boot! Zieh' gleich Kleid und Schuhe aus! Kannst dich jetzt trocknen und sonnen.“ Unwillkürlich sagt er „Du“, und sie empfindet es als ganz natürlich. Erschöpft legt sie sich ins Vorschiff.

Mit völlig veränderten Augen und Gedanken betrachtet sie den Mann, die See, das Leben, ihre bisherigen Wünsche, Ansprüche oder Träume. Angesichts des Todes fallen Einstellungen und Einbildungen verschiedener Menschenwelten und vorgefaßter Meinungen wie Kartenhäuser zusammen. Ob das geflickte Wrack überhaupt noch an Land kommt? Wer ist stärker, das Schicksal oder der Mensch? Oder ist der Mensch sein Schicksal. — Der Mann hält vorsichtig auf den nächsten und noch so fernen Landkurs. Böen stoßen das schwache Boot, Spritzer und Brecher fahren darüber hin. Er hat keine Hand frei, und sie schöpft unverdrossen. Schwere, schweigende Fahrt. Langsam, schier endlos langsam kommt das Wrack aus dem gröbsten Wellengang heraus. Sie erhofft oder sieht schon die Rettung: „Jörg, ich allein bin schuld an dieser Todesfahrt, auch die eigentliche Ursache des Verbrechens anderer Leute; und kommen wir noch einmal an Land, dann haben Sie bei mir einen Wunsch frei.“

Er geht vorsichtig etwas mehr an den Wind heran: „Hab' nur den einen Wunsch, Lisa, uns glücklich an Land zu bringen!“ Sie setzt sich ganz zutraulich neben ihn: „Nein; das ist zu wenig. Jörg, was meinten Sie eigentlich mit dem Grobbrot und Kuchen?“ Er lacht: „Der Kuchen ist die Lisa, die nicht für uns gebacken ist.“ Nun lacht auch sie: „Ach, Jörg, wo wir ganze Menschen finden, da zerbrechen andere Wünsche, Ansprüche oder Träume wie Streichhölzer. Also wünschen Sie nur dreist drauflos! Bis ich morgen abreise, steht Ihnen das Wunschtor offen.“

*

Nach langer, banger Fahrt auf Tod und Leben kamen die beiden dem Verderben entronnenen Menschen an den leeren Strand. Sie räumte das Boot aus und breitete die feuchten Sachen auf den heißen Sand unter die Sonne. Er lief mit Messer und Beil wie ein Wilder landein und kam wie ein Räuber mit Hölzern, Drähten und anderer Beute für sein Boot zurück. Sie stand noch in paradiesischer Selbstvergessenheit wie ein leuchtender Schattenriß in der Sonne. Und er rief: „Lisa! Ich hab' wieder nur alte und neue Zäune gefunden. Wo ist denn das offene Wunschtor?“ Sie antwortete: „In gemeinsamer Schicksalsüberwindung und Schicksalsbindung!“ Da lief er zu ihr in die Sonne, ehe das Wunschtor wieder geschlossen wurde. Denn Schicksalstore stehen immer nur in kurzen, seltenen Augenblicken offen. —

Abenteuer hinter der Kamera.

Ernstes und Heiteres aus der Arbeit der Kameramänner.

Von O. G. Foerster.

Der Filmbesucher, der mit leiser Ungeduld das „Beiprogramm“, Wochenschau und Kulturfilm, an sich vorüberziehen läßt, ahnt gewöhnlich nicht, wieviel Schwierigkeiten und Abenteuer mit der Entstehung mancher dieser Filmstreifen verbunden waren. Häufig genug ist die Geschichte eines Kulturfilms weitaus interessanter und fesselnder als der große Spielfilm, der ihm folgt. Die Männer hinter der Filmkamera wissen von gefährlichen, seltsamen und heiteren Erlebnissen zu erzählen.

*

Der stürzende Freiballon.

Nicht immer steht die Gefahr, die der Film uns zeigt, vor dem Objektiv. Häufig genug droht sie dem Kameramann selbst. Gustav Diessl weiß von Steinlawinen zu berichten, denen er beim Filmen in den Alpen nur mit knapper Not entging. Dicht an die Felsen gepreßt, stand er mit seinen Kameraden regungslos, während ungeheure Felsbrocken den Berg hinabbrausten und nur Zentimeter vor den Filmleuten auf das Gestein donnerten.

Sepp Allgeier, der uns eine Reihe herrlicher Landschaftsfilme schenkte, stieg im Freiballon auf, um einige Luftaufnahmen zu machen. Während er eifrig bei der Arbeit war, trieb der Ballon in dunkle Gewitterwolken hinein. Allgeier und seine Gefährten zogen die Reißleine, und unvermittelt begann der Ballon mit rasender Geschwindigkeit zu fallen. Der Sand, den sie abwarfen, um die Schnelligkeit zu mäßigen, flog ihnen um die Ohren, in wenigen Minuten schoß unter ihnen der Hochwald empor —, und dann fiel die Gondel mit fürchterlichem Krachen in die dichten Äste, die Ballonseide riß und bedeckte den Trümmerhaufen. Es war ein Wunder, daß dennoch alle mit nur ein paar Hautabschürfungen davonkamen.

*

Die feindlichen Blumenfrauen.

Zwei heitere Abenteuer erlebte der Kameramann Kurt Stahnke, der viele interessante Kulturfilme gedreht hat. Vor einigen Jahren machte er eine Reise durch Rumänien. Die Filmexpedition wurde dabei von einem Wetterpech verfolgt, das geradezu sprichwörtlich im Lande wurde. Überall, wo Stahnke mit seinem Filmwagen erschien, begann es meist in wenigen Stunden zu regnen. Das sprach sich bald unter der abergläubischen Bevölkerung des flachen Landes herum. Und bald wurde es Sitte, daß einzelne Dörfer, in denen man Regen für die Saaten wünschte, Abgesandte an Stahnke schickten. Sie baten den seltsamen Fremdling, ihr Dorf zu besuchen, damit endlich Regen käme.

Ein anderes Mal benötigte Stahnke einige Aufnahmen von den Blumenfrauen, die am Potsdamer Platz in Berlin hinter ihren bunten Ständen stehen. Doch als die Filmleute mit ihrer Kamera anrückten, gab es einen Mordskrach. Nicht lange vorher war nämlich ein Spielfilm von den Blumenfrauen gedreht worden, der diesen so gründlich mißfallen hatte, daß sie beschlossen, sich künftig um keinen Preis mehr filmen zu lassen. Einige rückten sogleich mit Besen und Stöcken bedrohlich vor, andere machten Miene, die Kameramänner mit wassergefüllten Eimern zu begrüßen, und Stahnke war schließlich froh, mit heiler Haut, aber unverrichteter Dinge davonzukommen. Dennoch wurden die feindlichen Frauen gefilmt. Eines Morgens fuhr ein Mann mit blauer Brille und langem Vollbart, von einem Wärter im Krankenstuhl geschoben, an den Ständen vorbei. Unter dem Mantel hielt er (Stahnke) eine kleine Handkamera, die er nun eifrig bediente.

Er war gerade damit fertig, da schrie eine Blumenfrau: „Kiekt man den Ollen, ick jloobe, der filmt uns!“ Im gleichen Augenblick vereinten sich alle zu einem wütenden Angriff, dem der Kameramann nur dadurch entrann, daß er schnell den Krankenstuhl verließ und in den Untergrundbahnhof flüchtete.

*

Ein Sturmangriff wurde beschlagnahmt.

Die amerikanischen Wochenschaureporter setzen häufig genug ihr Leben aufs Spiel, um Sensationen zu bringen. Als die Kriegshandlungen zwischen Japan und China ihren Anfang nahmen, wurde der Filmreporter Kind auf den Kriegsschauplatz entsandt. Es gelang ihm, bis in die vorderste japanische Linie vorzudringen. Und als die Japaner einen Sturmangriff gegen die chinesischen Schützengräben machten, rannte Kind mit, waffenlos, nur seine Kamera in den Händen. Dieser Filmstreifen bot den sensationslüsternen Amerikanern grausigste Wirklichkeit des Krieges.

Man sah da zunächst die Erdaufwürfe der Gräben, hinter ihnen Gesichter. Beides kam immer näher, die Leute, die im Graben standen, zielten auf den Beschauer mit ihren Gewehren und schossen auch. Ein riesiger, dunkler Staubgeiser wallte auf, der Einschlag einer Granate. Dann folgte die durchaus lebenswahre Großaufnahme eines schmerzverzerrten mongolischen Gesichts . . .

Der Reporter hatte den Sturm mitgemacht, war mit den Japanern in den gegnerischen Graben eingedrungen und verwundet worden. Sein Film aber — wurde von der Zensur beschlagnahmt.



Bunte Chronik



„Eine sehr angenehme Empfindung.“

Der Maler Charlie Smith in Texas kam dieser Tage beim Anstreichen eines Transformators, als seine Leiter umstürzte, in Berührung mit einem Kabel, das einen Strom von 12 200 Volt Spannung führte, also das Vielfache derjenigen Voltzahl, die genügt, um einen Menschen zu töten. Charlie aber blieb unverletzt bis auf eine leichte kleine Brandwunde an der Hand. Als er im Krankenhaus gefragt wurde, was er gefühlt habe, als der hochgespannte Strom durch seinen Körper schoß, erklärte er, die sehr angenehme Empfindung des Fliegens gespürt zu haben. „Es schien mir“, so meinte er wörtlich, „als ob ich in der Luft schwebte und einen Platz zum Herabkommen auf den Boden suchte. Es war absolut kein unangenehmes, sondern eher ein erfreuliches Gefühl.“



Lustige Ecke





Der Motorradfahrer, der sich ein Pferd anschaffte, nimmt seine Braut auf den Sonntagausflug mit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.